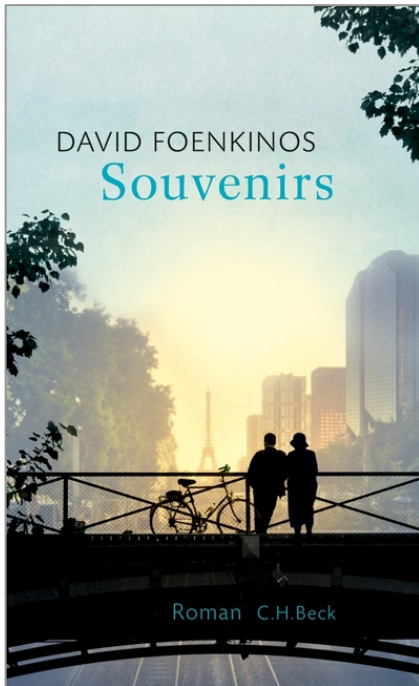


Unverkäufliche Leseprobe



David Foenkinos

Souvenirs

Roman

Aus dem Französischen von Christian Kolb

333 Seiten, Klappenbroschur

ISBN: 978-3-406-63947-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/10282806>

1

Am Tag, an dem mein Großvater starb, regnete es so stark, dass man nahezu nichts mehr erkennen konnte. Ich stand verloren in einem Gewühl von Regenschirmen und versuchte, ein Taxi zu bekommen. Keine Ahnung, warum ich es so eilig hatte, es war absurd, was nützte es zu rennen, er lief doch nicht weg, er war tot, er würde sich mit Sicherheit nicht vom Fleck rühren, sondern auf mich warten.

Zwei Tage zuvor war er noch am Leben gewesen. Ich hatte ihn besucht, im Krankenhaus von Kremlin-Bicêtre vor den Toren von Paris, in der beschämenden Hoffnung, dass es das letzte Mal sein würde. Dass sein langer Leidensweg ein Ende genommen hätte. Als er trinken wollte, ging ich ihm mit dem Strohalm zur Hand. Das Wasser lief ihm zur Hälfte den Hals herunter und durchtränkte sein Hemd, aber um Annehmlichkeiten ging es in dem Moment nun wahrlich nicht. Er sah mich hilflos an, sein Verstand war klar wie in gesunden Tagen. Das Schlimmste wahrscheinlich war zu spüren, dass er sich seines Zustands bewusst war. Jede Ankündigung eines Atemzugs stellte ihn vor eine unerträglich schwere Entscheidung. Ich wollte ihm sagen, was für eine Liebe ich für ihn empfand, doch ich brachte die Worte nicht über die Lippen. Ich erinnere mich noch an sie und an die

Scham, die meine unausgereiften Gefühle zurückhielt. Die in einer solchen Situation lächerlich ist. Die so unverzeihlich wie unabänderlich ist. Ich bin mit den Worten, die ich sagen wollte, so oft in Verzug gewesen. Eine solche Zärtlichkeit werde ich nie wiederfinden. Außer jetzt vielleicht, beim Schreiben. Jetzt kann ich es ihm ja sagen.

Ich saß auf einem Stuhl an seiner Seite und hatte das Gefühl, dass die Zeit stillstand. Eitle Minuten gebärdeten sich wie Stunden. Gingen sterbenslangsam dahin. Da zeigte mir mein Handy an, dass ich eine Nachricht empfangen hatte. Ich hielt inne, täuschte ein Zögern vor, denn tief in meinem Innern freute ich mich über diese Nachricht, war mir jeder oberflächliche Grund recht, der mich, und sei es nur für einen kurzen Moment, aus meiner Benommenheit aufrüttelte. Ich weiß nicht mehr genau, was der Inhalt dieser Nachricht war, aber ich weiß noch, dass ich postwendend antwortete. So werden diese winzigen belanglosen Sekunden in der Erinnerung für immer als Parasiten dieses bedeutenden Augenblicks fortleben. Ich bereue sie entsetzlich, diese zehn Wörter, die sicherlich jemandem bestimmt waren, den ich nicht ausstehen konnte. Ich begleitete meinen Großvater in den Tod und bot zugleich alles auf, um in Gedanken nicht bei ihm zu sein. Was ich auch zu berichten haben mag vom tiefen Leid, das mir widerfahren ist, die Wahrheit ist: Die Gewohnheit hatte mich ausgezehrt. Kann man sich an Leid gewöhnen? Es gibt durchaus Situationen, in denen man richtig leidet und gleichzeitig eine SMS schickt.

Seine letzten Jahre waren vom allmählichen körperlichen Verfall gezeichnet gewesen. Er war von Krankenhaus zu Krankenhaus gezogen, von Scanner zu Scanner, tanzte den langsamen und lächerlichen Walzer der modernen Lebensverlängerung. Ergibt es einen Sinn, Galgenfristen durch Patiententransporte auszudehnen? Er war stolz, ein Mann zu sein; er liebte das Leben; er wollte nicht mit dem Strohalm trinken. Und ich war stolz, sein Enkelkind zu sein. Die Schachtel meiner Kindheit steckt voller Erinnerungen an meinen Großvater. Von dieser Schachtel könnte ich viel berichten, doch darum geht es nicht in diesem Buch. Aber das Buch kann so beginnen. Mit einer Szene im Jardin du Luxembourg, wo wir uns regelmäßig die Puppentheateraufführungen ansahen. Wir fuhren mit dem Bus durch ganz Paris, vielleicht waren es ja auch nur ein paar Viertel, aber mir kamen diese Fahrten ungeheuer lang vor. Wie richtige Expeditionen, ich befand mich auf Abenteuerreise. Jede Minute erkundigte ich mich, wie Kinder das eben so tun:

«Sind wir bald da?»

«Och, das dauert noch! Wir müssen doch bis zur Endhaltestelle fahren», gab er regelmäßig zurück.

Und für mich war diese Endhaltestelle von einem Hauch von Weltende umweht. Er schaute unterwegs auf seine Uhr, mit der gelassenen Besorgnis jener Leute, die ständig zu spät kommen. Wir mussten rennen, um den Beginn nicht zu verpassen. Er war genauso aufgeregt wie ich. Natürlich genoss er es, in Gesellschaft der Hausfrauen zu sein. In der ich nicht sagen durfte, dass ich sein Enkelkind war, mich als sein

Sohn ausgeben musste. Die Einladung ins Puppentheater galt auch noch, als ich die Altersgrenze schon lange überschritten hatte.

Wenn er mich von der Schule abholte, freute ich mich. Er nahm mich mit in die Kaffeehäuser, und am Abend konnte ich noch so sehr nach Zigarettenqualm stinken, vor meiner Mutter leugnete er, was doch auf der Hand lag. Keiner glaubte ihm, aber er verfügte über den energiegeladenen Charme eines Mannes, dem man nie einen Vorwurf machte. Meine ganze Kindheit hindurch hatte ich sein vergnügtes und immer zu Späßen aufgelegtes Wesen bewundert. Man wusste nicht recht, welcher Arbeit er nachging, er wechselte in einem fort den Beruf, war mehr so etwas wie ein Schauspieler. Verdingte sich abwechselnd als Bäcker, Kfz-Mechaniker, Blumenhändler und womöglich gar als Psychotherapeut. Im Anschluss an die Beerdigung erzählten mir einige seiner Freunde, die den Weg auf sich genommen hatten, allerhand Anekdoten über ihn, und ich verstand, dass das Leben eines Menschen immer ein Rätsel bleiben muss.

Meine Großeltern hatten sich auf einem Ball kennengelernt.* Das war damals so üblich. Es gab sogenannte Tanzkarten, auf denen die Damen die Namen der Tanzpartner

* Später sollte ich erfahren, dass das gar nicht stimmte. Meine Großeltern tanzen zwar oft und gern, doch ihre erste Begegnung hatte unter weitaus dramatischeren Bedingungen stattgefunden. Aber es steht ja jedem frei, die eigenen Erinnerungen zu verschönern.

eintrugen, die sich für die einzelnen Tänze angekündigt hatten, und die Tanzkarte meiner Großmutter war ordentlich voll. Mein Großvater erspähte meine Großmutter, sie tanzten und jedermann konnte sich davon überzeugen, wie harmonisch sie beide in den Knien federten. Ihre Kugelgelenke brachten eine Art Rhapsodie aufs Parkett. Ihre augenscheinliche Eintracht mündete in eine Hochzeit. Von dieser Hochzeit habe ich ein erstarrtes Bild, denn es existiert von diesem Tag nur eine einzige Aufnahme. Ein Beweisfoto, das mit der Zeit seine Vormachtstellung über alle Erinnerungen an ein Ereignis zementiert. Es folgten einige romantische Spaziergänge, ein erstes Kind, dann ein zweites und ein totgeborenes. Wie unvorstellbar brutal muss diese Vergangenheit gewesen sein, in der man ein Kind verlor, so, wie man mal auf einer Treppe ausrutschte. Im sechsten Schwangerschaftsmonat hatte man den Tod des Kindes festgestellt. Meine Großmutter hatte schon bemerkt, dass es sich nicht mehr bewegte, aber sie hatte nichts gesagt, wollte ihre Angst nicht in Worte fassen, redete sich ein, dass alles in Ordnung war. Auch Babys haben ein Recht auf Erholung. Manchmal sind sie es leid, im Uterus ihre Runden zu drehen. Doch schließlich hatte sie die grausame Wirklichkeit erkennen müssen: Der Tod hatte sich in ihrem Bauch eingenistet. So wartete sie drei Monate, bis sie ihn aus sich herauspressen konnte. Man ging bei der Entbindung nach dem gängigen Schema vor. Das Kind wurde in aller Stille beigelegt. Anstatt es in eine warme Decke zu wickeln, hüllte man es in ein Leichentuch. Das leblose Kind erhielt den Vornamen Michel. Meiner Großmutter blieb zur Niedergeschlagenheit

keine Zeit. Sie musste arbeiten, sich um die anderen Kinder kümmern, und dann wurde sie erneut schwanger. Ich fand das immer merkwürdig, aber sie gaben diesem kleinen Jungen den Namen Michel. Damit ist mein Vater der zweite Michel, und er trägt den Geist der ihm vorangegangenen Totgeburt in sich. Kinder nach einem Toten zu benennen, war damals geläufig. Bevor ich es irgendwann aufgab, habe ich oft versucht, mich meinem Vater anzunähern. Ich schrieb die Tatsache, dass er sich mir andauernd entzog, dem ihm innewohnenden Geist zu. Man sucht immer nach Gründen für die Gefühlsengpässe der Eltern. Man sucht immer nach Gründen für den Mangel an Liebe, der an einem nagt. Aber mitunter ist dazu einfach nichts zu sagen.

Die Jahre zogen ins Land, Kriege kamen, Mauern wurden gebaut, und die ersten beiden Söhne zogen von zu Hause aus. Mein Vater blieb allein bei seinen Eltern zurück, und damit begann eine für ihn zumindest komische Zeit. Er war auf einmal Einzelkind. Die ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf ihn, es war erdrückend. Er zog daher ebenfalls aus, ein bisschen früh, um seinen Militärdienst anzutreten. Ausgerechnet er, der feige Pazifist. Meiner Großmutter blieb der Tag, an dem ihr letzter Sohn das Haus verließ, im Gedächtnis haften. «Endlich allein!», hatte der Großvater ihr zugeflüstert, ein vergeblicher Versuch, das Drama herunter- und den Schrecken zu überspielen. Beim Abendbrot hatten sie den Fernseher eingeschaltet, was immer verboten gewesen war, als die Kinder noch da waren. Für die Berichterstattung vom Schultag sprang die vom Konflikt in Afgha-

nistan ein. Die Erinnerung daran ließ meine Großmutter nicht los, denn sie erkannte in ihr, dass die Einsamkeit im Anzug war. Wie seine beiden älteren Brüder würde Michel ab und zu spontan vorbeischaun, zum Wäschewaschen oder zum Essen. Und mit der Zeit würde er anfangen anzurufen, um seine Besuche anzukündigen. Bevor er schließlich schon Tage im Voraus «Abendessen mit Eltern» in seinen Kalender schreiben würde, wenn er sich vornahm, zu ihnen zu kommen.

Meine Großeltern beschlossen daher, in eine kleinere Wohnung zu ziehen. «Diese leer stehenden Zimmer, so eine Platzverschwendung.» Ich glaube, sie wollten vor allem dem täglichen Anblick der Vergangenheit entrinnen, den Zimmern voller Gefühle und Erinnerungen. Orte haben nämlich ein Gedächtnis, mehr noch: Orte überdauern das Gedächtnis. Glücklicherweise in der neuen Wohnung eingerichtet, wirkten sie beinahe wie ein junges Pärchen, das das Leben noch vor sich hatte. Weit gefehlt, vor ihnen lag lediglich der Lebensabend. Sie zogen in den Kampf gegen die Zeit. Ich machte mir oft Gedanken darüber, wie sie ihre Tage verbrachten. Sie gingen nicht mehr arbeiten, die Kinder besuchten sie eher selten, die Enkelkinder noch seltener. Auch gesellschaftliches Leben fand kaum statt, wochenlang kam es fast vollständig zum Erliegen, und wenn das Telefon läutete, dann meist, wenn jemand Kunden zu werben versuchte. Es ist durchaus möglich, im Alter ein Konsuminteresse aufrechtzuerhalten. Aber ich fragte mich, ob meine Großmutter sich letztlich nicht freute, wenn sie mit Fragen

bedrängt wurde. Mein Großvater verlor die Fassung: «Leg den Hörer auf! O nein! Warum erzählst du ihm dein ganzes Leben?» Er hüpfte um sie herum, wurde ganz rot. «Sie macht mich wahnsinnig, sie macht mich wahnsinnig, ich halt das nicht mehr aus.» Die routinemäßig gereizte Stimmung zwischen ihnen faszinierte mich immer, und es dauerte seine Zeit, bis ich diesem Melodram das Spielerische abgewinnen konnte. Sie gerieten in Streit, warfen sich böse Blicke zu, aber nie verbrachte einer der beiden auch nur einen Tag ohne den anderen. Die Gebrauchsanweisung für die Unabhängigkeit kannten sie nicht. Doch ihre Auseinandersetzungen steigerten ihre Vitalität. Wer in einer harmonischen Ehe lebt, stirbt bestimmt früher.

Dann veränderte sich alles aufgrund einer Kleinigkeit. Mit Kleinigkeit ist eine Toilettenseife gemeint. Mein Großvater hatte den Krieg überlebt. Er war schon in den ersten Kampftagen von einem Granatsplitter verwundet worden. Wenige Meter von ihm entfernt starb zerfetzt sein bester Freund. Der berstende Körper dieses Soldaten dämpfte die Wirkung des Einschlags auf meinen Großvater und gab ihm die Deckung, die ihn benommen, aber unversehrt zurückbleiben ließ. Ich denke öfter mal an diese Granate, die meinen Großvater um ein Haar getötet hätte. Die Atemzüge meiner Stunden, die Schläge meines Herzens, all dies verdankt seine Existenz nur einigen wenigen Metern. Vielleicht sogar nur einigen wenigen Zentimetern. Manchmal, wenn ich glücklich bin und eine Schweizerin oder eine mauvefarbene Landschaft betrachte, fällt mir der Neigungswinkel des Ge-

schosses ein, ich vergegenwärtige mir jede Einzelheit, die den deutschen Soldaten letztlich dahin gebracht hatte, seine Granate genau in diesem Augenblick und nicht eine Sekunde früher oder später abzufeuern und genau dahin zu zielen, wo er schließlich hingezielt hatte, ich halte mir die Präzision des Wahnsinns vor Augen, dem mein Dasein geschuldet ist. Und ich halte mir vor Augen, dass mein Großvater in diesem Krieg war, überlebte und froh war, als diese Schinderei, in der er keinen Sinn sah, ein Ende hatte.

Ich komme auf diese Kleinigkeit zurück, die macht mich nämlich rasend. Ein einfacher Sturz, und alles fiel zusammen. Ein paar Millimeter reichten aus, um meinen Großvater in die Sphären des Untergangs zu treiben. Ausgerutscht auf einer Toilettenseife in der Dusche. (Ich lasse mir das Wort auf der Zunge zergehen: «Toilettenseife»). Ein Schädel- und ein doppelter Rippenbruch. Ich habe ihn gesehen damals, er fühlte sich ganz schwach, aber ich glaubte, er würde wieder auf die Beine kommen, alles würde werden wie zuvor. Aber nichts wurde wieder wie zuvor. Ein körperliches Gebrechen reihte sich an das andere, bis zum letzten Tag. Am Anfang fühlte ich mich sehr unwohl, wenn ich ihn besuchen kam, ich konnte es nicht ertragen, ihn so verwundet zu sehen. Und er konnte unsere Besuche nicht ertragen, wenn wir inbrünstig lächelnd um sein Krankenbett herumstanden. Er wollte nicht geliebt, wollte lieber vergessen, wollte von niemandem daran erinnert werden, in welchem elendem Zustand er sich befand. Meine Großmutter leistete ihm Nachmittag für Nachmittag Gesellschaft, sie

strickte, aber ich spürte, dass ihm selbst ihre Gegenwart unerträglich war. Er hätte sie am liebsten rausgeschmissen, er wollte, dass man ihn in Ruhe ließe, in Ruhe krepieren ließe. Es war eine Zeit, die sich endlos lange hinzog, er hatte ständig eine Mandelentzündung oder Lungeninfektion, als müsse er büßen für die gute Gesundheit, derer er sich ein Leben lang erfreut hatte. Man stellte eine Verletzung am Auge fest. Er verlor sein Augenlicht fast vollständig. Er versuchte, daran zu glauben, er könne es zu hundert Prozent wiedererlangen. War zu allen möglichen Übungen bereit, beugte sich den Anweisungen derer, die der Hoffnung angingen. Doch die Qualen verätzten sein Gesicht. Das andere Auge blinkte dramatisch, wie ein Hilfssignal. An manchen Tagen war er ganz entstellt.

Und nun ist er nicht mehr.

Als ich seinen toten Körper auf der Bahre betrachtete, ließ mich ein Bild erschauern: das einer Fliege. Die sich auf ihm niedergelassen hatte. So sah er also aus, der Tod. Wenn sich einem Fliegen ins Gesicht setzen und man sie nicht mehr verscheuchen kann. Es war dieser Anblick, der wohl am betrüblichsten war. Der dieser fetten Scheißfliege, die sich über seine Leiche hermachte. Seitdem schlage ich alle Fliegen tot. Man kann von mir nicht mehr behaupten: Er würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Diese spezielle Fliege, darüber habe ich mir in der Folge so meine Gedanken gemacht, war sich nicht einmal darüber im Klaren, wo sie ihre Fliegenfüßchen hinsetzte, wusste nichts von meinem Groß-

vater und ließ sich auf diesem Abschiedsbild nieder, ohne irgendeine Ahnung davon, dass dieser Mann einmal ein erwachsener Mensch, ein Jüngling, ein Neugeborenes gewesen war. Eine ganze Weile stand ich da und beobachtete sie, dann kam mein Vater. Mit einem Gesichtsausdruck, den ich an ihm noch nie gesehen hatte. Ich sah ihn zum ersten Mal weinen. Es war ganz seltsam, das zu erleben. Seine Tränen bildeten einen Fisch mit Beinen. Ich hatte immer geglaubt, Eltern könnten nicht weinen. Indem sie uns das Leben schenken, trocknen ihre Drüsen aus. So standen wir schweigend da, wie es eigentlich unserer Gewohnheit entsprach. Aber wir kamen irgendwie in Verlegenheit. In die Verlegenheit, dem anderen unseren Kummer mitteilen zu müssen. An guten Tagen war ich imstande zu denken, dass die Gefühlsarmut meines Vaters eine Form von Takt war. Nun war dieser Takt fehl am Platz. Wir schämten uns, unseren Schmerz zu zeigen. Doch da wir unverbesserlich sind in der unaufhörlichen Inszenierung unserer Leben, wollen wir zugleich auch, dass der Schmerz sichtbar wird. Wir weinen, um dem anderen zu zeigen, dass wir weinen.

Wir harrten eine ganze Weile schweigend aus. Drei Generationen von Männern. Als Nächstes ist er an der Reihe, dachte ich, und mein Vater dachte anscheinend das Gleiche. Die Sache ähnelt einem Grabenkrieg: Wenn der vor einem postierte Soldat fällt, steht man auf dem Schlachtfeld in vorderster Front. Der Vater hat die Aufgabe, den Tod abzuwenden, uns vor ihm zu bewahren. Stirbt der Vater, tut sich das Nichts auf. Ich schaute lange meinen Großvater an, doch

das war nicht mehr er. Ich hatte diesen Mann gekannt und geliebt, als er gelebt hatte. Aber das hier war nur eine Wachsfigur, eine seelenlose Leiche, eine groteske Darstellung erloschenen Lebens.

Nach und nach trafen sämtliche Familienmitglieder ein, eine düstere Lebewohlprozession. Mit von der Partie natürlich auch meine Großmutter, der es mit unbeschreiblicher Würde gelang, sich auf den Beinen zu halten, obwohl doch jede Faser in ihr zerrissen war. Dann begann sie plötzlich voller Schmerz zu schreien. Schrie, sie wolle ihm auf der Stelle folgen in den Tod. In dieser im Aussterben begriffenen Generation herrscht die Vorstellung vor, im Leben wie im Tod vereint zu sein. Wer im Leben vereint war, stirbt auch gemeinsam. Ich spürte, meine Großmutter meinte es ernst. Man musste sie zurückhalten. Wir gaben uns Mühe, sie zu beruhigen, brachten sie dazu, ein bisschen Wasser zu trinken, aber ich hatte dennoch den Eindruck, dass sie sich in ihr Leid nicht fügen wollte. Auf dem Friedhof einige Tage später stand sie einen Moment lang am offenen Grab. Ihr war bewusst, sie ließ eine Blume auf ihre künftige Ruhestätte fallen. Der Regen hatte aufgehört, wir vergossen dafür umso mehr Tränen. Versuchten ein wenig, sein Leben zu rekapitulieren, ließen einige Erinnerungen anklingen, dann sank er in die Grube, und das war's.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de